

ii. D A S F E S T

Wer Feste Japans beschreiben will, wer vor allem jene berühmten Feste der vornehmsten Geister Altjapans beschreiben will, von denen immer wieder die Rede ist, der wird nicht Gewänder und Trachten, Vasen und Zierate, Festräume und Feierspiele allein vor unsere Sinne stellen; er wird versuchen, das Fest von innen her zu zeigen, soweit dies möglich ist, denn im Versuche, dies zu tun, verspürt er, wie verschlossen, wie lautlos und in sich verhalten ihm dieses Innere ist! Wir nämlich erwarten zu meist von Festen den breit hinströmenden, fröhlichen Genuß, die von Haus und Herd in Gasse und Gemeinde, in Gau und Landschaft prächtig und froh sich fortwälzende Stimmung. Weniger denken wir an ernste Stunden innerer Sammlung, an stille Feiern — sei es religiösen, sei es vaterländischen Gedenkens. Die Feste, von denen hier die Rede ist, sind weder von der einen noch von der anderen Natur; man darf vielleicht sagen: sie haben Züge von beiden.

Immer hat sich den Festen Japans unmittelbar die Kunst zugesellt, die bildende und die zeichnende (als die im Osten vorherrschende), die dichtende (als die jener folgende), und — in einer unseren Sinnen wenig zugänglichen Weise — die tönende Kunst. Und Feste gibt es, in denen sich die gesamte Kunst in ihren Leistungen zusammenzufassen scheint und deren Feier eben im ruhevollen Genusse solchen Könnens Ruhe gibt. Einst kam

aus China die Sitte des Teetrinkens: buddhistische Mönche empfangen den heilsamen Trank, der den Schlaf bannen kann. Das Trinken des wunderwirkenden Trankes wird alsbald zur Zeremonie; Worte der Beschauung umrahmen sie; edel muß die Schale sein, daraus man trinkt, schön und lauter die Kanne, die den Trank birgt. „Die herrlichen Gefäße der Töpferkunst finden hier Verwendung; die höchste Kunst des Eisengießers zeugte den Kessel, in dem das Wasser siedet; ein Blütenreigen steht an der Vase; ein Stück feinsten Bambusses ist der Löffel, mit dem der pulverförmige grüne Tee der zierlichen Urne entnommen wird.“¹ Das Gemälde eines auserlesenen Meisters schmückt die Ehrennische des Festraumes, der selber nach festen Gesetzen gestaltet ist, kostbar das Material, kunstvoll und rein die Proportionen. Und Grüßen und Gegengrüßen, Empfangen und Überreichen verlangt die edelste Gebärde und Haltung, die das Zeitalter kennt. Das Wort des Dankes, des Staunens, der Kritik muß ein Wort feinsten Geschmackes, reicher Empfindung, bedeutender Erfindung sein. Auch bei uns faßte einst in den Festen die Kunst ihr alles zusammen: in Gebärde und Darstellung, in Trachten und Geräten, Festzügen und Festräumen, Turnieren der stählernen wie der geistigen Waffen.

Den gewaltigsten Einfluß auf ihre Entwicklung haben die Japaner immer wieder von den Chinesen empfangen. Wie der Randstaat eines Weltreiches, so standen die Inseln unter der stetig strömenden Wirkung des Reiches der Mitte. So war einst der Tee und die buddhistische Anwei-

¹ C. Glaser, Die Kunst Ostasiens.

sung des Teetrinkens und damit die Teezeremonie, von der wir eben erzählten, aus China gekommen. So kam auch Mythe und Fest Tanabatas aus China, das sie der Überlieferung nach seit ältesten Zeiten besaß. Keine Zeit nun bedeutet so sehr den Beginn der Entwicklung Japans, keine Zeit steht so sehr unter dem Einfluß Chinas, als die Narazeit. Und zur Narazeit war es, daß Tanabata nach Japan kam. Im Buche Kuji Kongen 公事根源, einem alten Buche, das die Zeremonien und Feste des Hofes beschreibt, wird gesagt, daß das Tanabata-Fest im siebenten Jahre Tembyo Shoho (755) zuerst gefeiert worden sei.

Wie es sich mit dieser Angabe auch verhalten mag, so steht doch nach allen alten Urkunden fest, daß der kaiserliche Hof in der Narazeit wie vollends in der später sich daraus entwickelnden Heian, dem Blütezeitalter Altjapans den Tag alljährlich festlich beging. Die Zeremonien, die dabei in Übung waren, die Geräte, die dabei in Verwendung kamen, die Gefäße, das Porzellan, der Lack, in dem es der Osten zu der ihm eigenen hohen Kunst bringt, ebenso wie die Räume des Festes, die Gewänder und das äußere Gebahren der Feiernden mögen in der Narazeit von jener großen Einfachheit gewesen sein, die der Wesenszug früherer Zeiten ist, und die auch uns in verwandten Epochen unserer Geschichte so unvergleichlich anspricht.

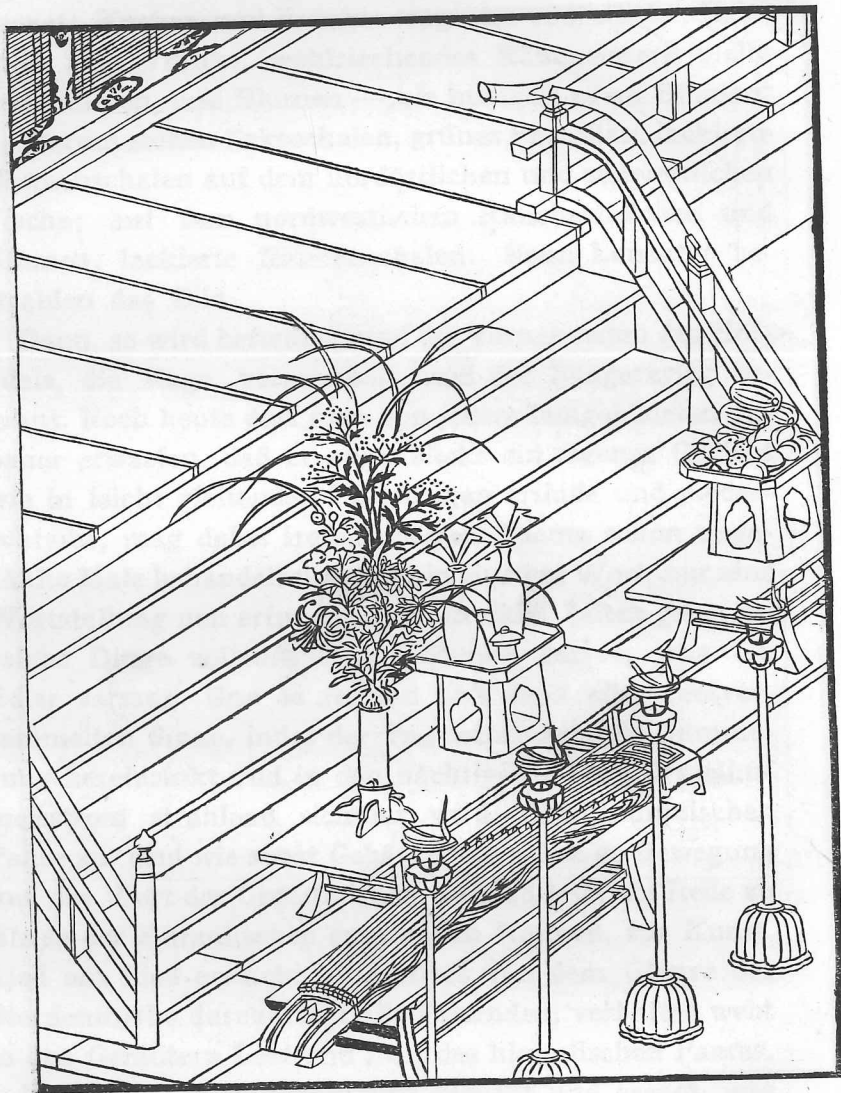
Matten wurden im Ostgarten der Seiryō-Halle ausgebreitet und darauf vier hohe Lacktische gestellt. Welche Form sie hatten, in welchen Abmessungen sie angeordnet waren, wird nicht gesagt. Daß eine strenge Sitte gefällig gebot, ist anzunehmen. Vier Tische sind es gleich der Zahl

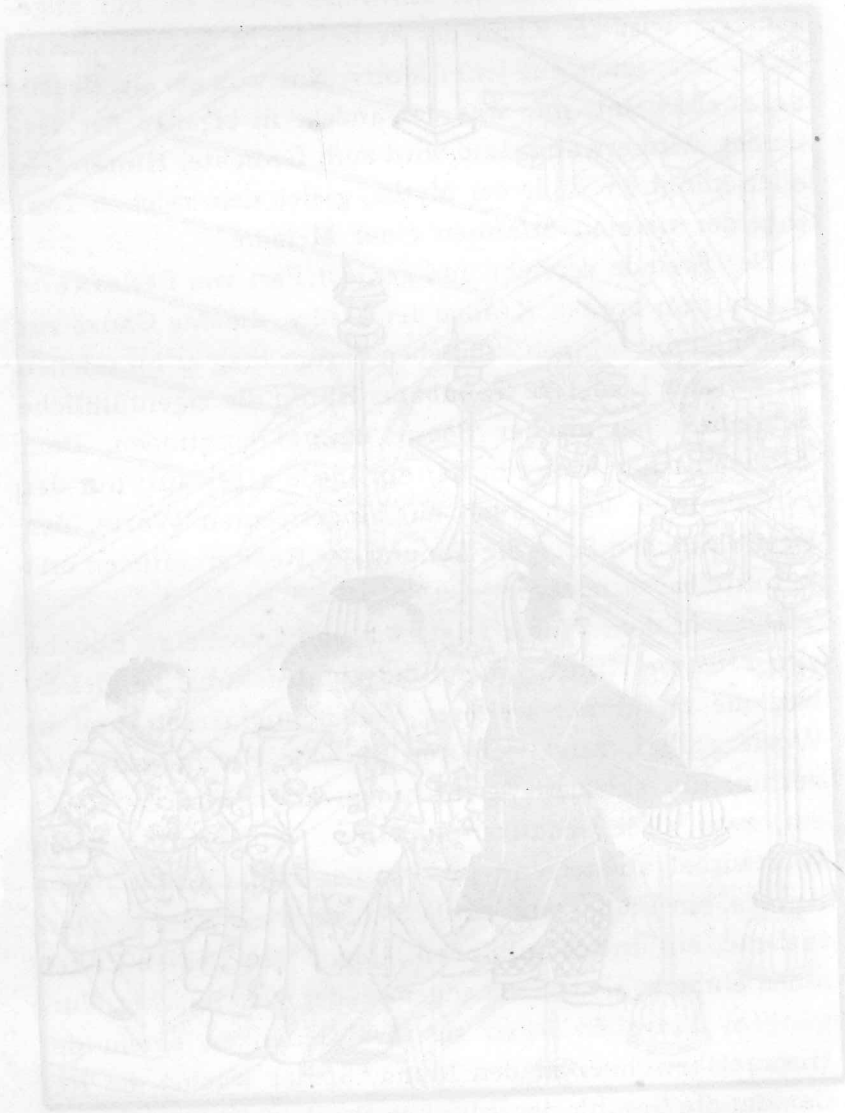
der Himmelsrichtungen; was jeder einzelne trägt, ist genau gesagt: Kuchen und Früchte trägt der südöstliche, Reiswein zum Tranke, wohlriechendes Räucherwerk bleibt den anderen, und Blumen — nie mangelt es an Blumen! — Darum stehen Sakeschalen, grünes Porzellan, lackierte Blumenschalen auf dem nordöstlichen und südwestlichen Tische; auf dem nordwestlichen Räucherfäßchen und Blumen, lackierte Blumenschalen. Neun Leuchter bestrahlen das Bild.

Dann, so wird berichtet, sind die Vornehmsten des Hofadels, die Kuge, versammelt, und der Sängerkrieg beginnt. Noch heute darf man von jedem feingebildeten Japaner erwarten, daß er augenblicks ein eigenes Gedicht wie in leicht gleitenden Pinselzügen erfinde und niederschreibe, mag dabei freilich dessen Thema schon ungezählte Male behandelt und nur ein einziges Wort, nur eine Wortstellung neu erfunden sein. In alten Zeiten gehörten solche Dinge vollends zum Gedanke dessen, was ein Edler vermag. Und so richten sich denn aller Festversammelten Sinne, indes der Tag schwindet, die Dämmerung hereinsinkt und in den nächtigen Höhen der Himmelsstrom strahlend sichtbar wird, dem himmlischen Paare zu. Und wie sonst Gebärde und gesellige Bewegung und das Wort der Unterhaltung, so wird jetzt die Rede zu Ehren der Himmlischen zum hohen Können, zur Kunst. Lied um Lied erwacht, und etwas von dem Glanze der Sternenmythe durchdringt alle Feiernden; verhalten webt in den Gemütern Leid und Lust des himmlischen Paares.

Nicht breit ausführlich wird gesucht und gesagt, was allen gegenwärtig ist; unausgesprochen bleibt das Ganze,







allen Bekannte. Nur der Hinweise bedarf es; nur angeschlagen wird der Klang des Festes; leichthin deutet dieser auf dieses, jener auf jenes Motiv. Nur was als ein Besonderes erscheint, nur was der andere in eigener Art verbindet, wird erwähnt und wird zum Gedichte. Hinter dem allen klingt die Fülle der Mythe, gleich dem reichen Ton-satz der tieferen Stimmen einer Melodie.

Der Fremde versteht und genießt Fest wie Festesworte nur in dem breiten Kranze der Lieder, die das Ganze zur Anschauung bringen; und eben darum mag er im reichen Reigen der Lieder zu Tanabatas Ehren die eigentümliche Schönheit japanischer Poesie einmal empfinden. Dem Einheimischen klingt in Einem Liede alles auf; nur der Einheimische kann auch die hingestreuten Worte, den eigentümlichen Satz, die Tönung der Rede empfinden und unmittelbar erfassen.

Denn in dem Worte zeigt sich von Epoche zu Epoche eine reichere Kunst, einer Goldschmiedekunst vergleichbar, die zu immer weiterer Vollendung strebt; und in Worte gefügt, zeigt sich nun dieselbe Erscheinung wie vorhin: nur skizziert, leicht hingeworfen wird die Rede; ein, zwei, drei Gedanken in einem wunderbar raschen Wortwirbel aufsteigend und wieder verhallend — eine Anrede, ein Vordersatz, ein Wortbild, in ein zweites überfließend, ein drittes anklingen lassend. Die frühen Zeiten reden einfach; sie bleiben enger bei den himmlischen Vorgängen; bisweilen legen sie ihre Gedanken einem der Himmelsbewohner in den Mund. Später wächst die Reflexion; die Gefühle der irdischen Beschauer kommen zum Ausdruck; namentlich im Shinkokinshu ist dies häufig.

Die frühen Zeiten geben allen folgenden Stoff und Richtung; sie erfassen den Stoff unmittelbar, unvergleichlich lebendig; aus der Frische des Empfindens heraus erwächst eine Dichtung voller Ursprünglichkeit. Die Feinheit und Glätte der formellen Gestaltung, findet Florenz, mögen andere Zeiten weit besser haben, aber „wenn wir unser Augenmerk auf den poetischen Inhalt richten wollen, so dürfen wir behaupten, daß die besten Erzeugnisse dieser Zeit (der Narazeit) die besten der ganzen japanischen Poesie überhaupt sind.“

Aus der Narazeit entwickelt sich das Blütezeitalter der Heianzeit. Die chinesischen Ideen verschmelzen eng mit den japanischen. Nachdem auf den Rat Sugawara no Michizane's 895 die Beziehungen zu dem politisch zerrütteten und moralisch zerfallenden China abgebrochen worden sind, wird das Japanische eigenständig. Die alte, angesehenere, weitverzweigte Sippe der Fujiwara erlangt den maßgebenden Einfluß auf die Leitung des Staates. Kyoto, die Residenz, wird ein einziges großes, glänzendes, üppiges Hoflager. Unerhört ist der Glanz, der Luxus, die Verfeinerung der Lebenssitte; nie hat die Hingabe an Kunst und Dichtung, an Spiele und Feste einen solchen Grad der Intensität wieder erreicht, als in den etwa anderthalb Jahrhunderten, in denen die Fujiwara die unbestrittene Oberhand haben. (Vergl. Florenz, Lit. Geschichte.) Die Periode Engi (901—922) bezeichnet im engeren den Höhepunkt klassischer Lyrik. Das Kokinshu ist ihr Werk. Das ist die Zeit, da der unter allen berühmteste Ki-no-Tsurayuki, der Hauptkompilator des Kokinshu, Großbeamter des Reiches, mit raschem Pinsel, einen erlesenen Wand-

schirm schmückend, die zarteleganten Verse niederschreibt:

(73) Zum weiten Himmel
schaue auch ich empor,
doch selbst in der Nacht,
da der Hirte sein Weib empfängt,
muß ich allein wohl schlafen.

(Shin-Kokinshu IV, 29.)

Oft verleiht die Landschaft dem Feste einen besonderen Reiz. Zwischen uralten Bergen im stillen See spiegeln sich die Sterne am Himmelsstrome. Hier ist es, wo Nagaiye, der Staatsminister, im Hause eines früheren Ministers in Uji nahe bei Kyoto seinem Tanabata no kokoro d. h. seiner Tanabata-Feststimmung dichterischen Ausdruck verleiht:

(74) In den Jahren, die vergehen,
ob das Wasser dieses Teiches wohl,
dieses Ortes, wo wir wohnen dürfen,
ob das Wasser wohl sich hat gewöhnt,
diese Sternbegegnung abzuspiegeln?

(Shin-Kokinshu IV, 31.)

Glänzend und prächtig sind die Feste. Große Dichterwettkämpfe werden zu Ehren Tanabatas ausgetragen, und die führenden Staatsmänner, die Großen des Reiches sind wetteifernde Dichter. Preisrichter sind eingesetzt, und wir hören ihre Entscheidungen. Liederämter werden geschaffen, die besten Verse zu sammeln. Kaum wird es dem Fremden gelingen, in die Kunst dieser Sprachgebung einzudringen und etwa gefühlsmäßig den Wettkampfscheidungen und -begründungen zu folgen.

Die Sprache wird kunstreicher und trotz oft anscheinender Einfachheit verwickelter; die Gefahr bewußter Sprachentwicklung zeigt sich. Mit den fortschreitenden Epochen wächst der Glanz, der Reichtum der Worte wie der Wortstellungen; die Gedanken gewinnen an Vielfältigkeit; aber das ursprüngliche Empfinden entschwindet langsam und unbemerkt. Anspielungen auf alte Meistergedichte gelten mehr als eigene, neue Gedanken; der feine Kenner alter Poesie gilt mehr als der selbstempfindende Dichter. Die Künstlichkeit wächst; manierierte Züge tauchen auf. Schon das Kokinshu enthält „manch Minderwertiges, Gesuchtes, aus affektierter Spielerei Hervorgegangenes“, so „außerordentlich viel Vortreffliches es bietet, worin wir die feine, zarte Kunst eines wirklich poetisch empfindenden Genies und einer erfinderischen Phantasie bewundern können.“ In den folgenden Sammlungen macht sich die Manier mehr und mehr breit. Die letzte bedeutende Sammlung, der wir hier Tanabata-Gedichte entnehmen, das Kinkwaishu, entstammt schon der der Heian folgenden Epoche, der Kamakura-Zeit. „Kaum hatte die Macht der Fujiwara unter dem Großvezier Mido Kwambaku Michinaga ihren größten Glanz entfaltet (um 1000), als sich auch schon die Zeichen einer völligen Erschöpfung, eines schnellen und unaufhaltsamen Verfalls einstellten.“ Die beiden mächtigsten Clane kämpfen um die Herrschaft im Lande. Die Minamoto gehen 1186 als Sieger hervor, womit die Kamakura-Epoche beginnt. Eine rauhe Zeit kommt zur Herrschaft, und die Helden der Dichtung sind selbst die Helden des Schwertes. Groß ist der Name des 3. Shoguns

der Kamakura-Zeit, des Minamoto-no-Sanetomo. Es ist keine Zeit zu zarten Festen. Das Tanabata-Motiv will schlecht zu dieser Zeit sich schicken. Die Blüte der Dichtung stirbt dahin; Wissen und Bildung treten zurück. Das Archaische wird Ideal. Sanetomo, der Sammler des Kinkwaishu, kennt nichts Höheres als das Manyoshu; eng schließt er sich ihm an und ändert in seinen Gedichten vielleicht nur ein Wort des Manyoshu-Vorbildes. Aber seine Dichtung ist gleichsam litterarisch, trotz aller Ursprünglichkeit, die bei ihm bisweilen zum Durchbruch kommt. Nicht zahlreich sind seine Tanabata-Gedichte; einige haben wir schon zitiert. Einen lustigen Wunsch wagt er im folgenden:

(75) Kühn ist der Herbstwind,
denn es ist Abend. —
Ich möchte wohl Tanabatas Federkleid
empfangen und mich drein hüllen.

(Kinkwaishu, Herbst 13.)

Im Laufe der Kamakura-Zeit sinkt die Dichtung mehr und mehr zum Meistersange herab. Eine bürgerliche Dichtung scheint nach und nach die Motive zu übernehmen. Das Dichterische erstarrt, schwindet unaufhaltsam. Nichts, das wir nennen sollten, zeigt sich mehr. In der Muromachi- und vollends in der Tokugawa-Zeit erlischt der Glanz des einst so höfischprächtigen Tanabata-Festes. Immer weniger findet der Tag am Hofe Beachtung. In der Tokugawazeit wird das Fest zum vierten der 5 alljährlichen „Sekkufeste“; das Fest der Weberin kommt dadurch in eine Reihe mit dem Mädchen- oder Puppen-

fest im dritten und dem Knaben- oder Karpfenbannerfest im fünften Monat: das Fest des Adels und des Hofes wird zum Feste des gemeinen Volkes.

Hielt man auch sonst in den konservativen Kreisen des kaiserlichen Hofes an alter Sitte und an altem Zeremoniell, feiert man auch heute am Hofe noch Feste, die das Volk längst vergessen hat — das Tanabatafest verliert mit der Zeit immer weiter die Beachtung des Hofes. Selbst im Palaste des Prinzen Kuni, erzählt die Zeitung Yomiuri vom 8.7.1917, feiere man jetzt das Fest nicht mehr. Noch vor zwei Jahrzehnten habe man dort den Baum Tanabatas geschmückt, habe Sasadake vor der breiten Veranda des Palastes, die gegen den Garten hinausliegt, gestellt, habe Opfertgaben ausgebreitet: Melonen, Eierpflanzen und andere Früchte; aber heute tue man das selbst dort nicht mehr.

Tokyo feierte bis in die erste Zeit der Periode Meiji das Fest; späterhin vergaß auch Japans Hauptstadt den alten Brauch. Wie sollten auch die europäisierten Großstädter der Millionenstadt sich noch für die Webergöttin interessieren; in welchem Hause steht dort wohl noch ein Handwebstuhl? In neuester Zeit haben einige der großen Warenhäuser und Schnittwarenläden die Hauptstadt an das alte Fest erinnert. Gewiß war, was sie wollten, nichts weiter als Geschäftsreklame, doch diese Reklame ist schön und lehrreich; man wird sie, hoffen wir, jetzt alljährlich wiederholen. In den Läden Mitsukoshi, Shirokiya und Matsuzakaya wurden in den Tagen vom 4.—7. Juli zu Tanabatas Ehren Bambus aufgerichtet; an diesen Bambus wurden Papierstreifen (Tanzaku 短冊) und fünffarbige Fäden

befestigt. Auf die Streifen wurden Gedichte aus den Sammlungen Kokinsku, Manyoshu und anderen geschrieben. Das war in neuester Zeit die einzige Erinnerung an das Tanabatafest in Japans Hauptstadt. In anderen Großstädten, wie in Nagoya, wo viel Weberei ist, und in den Großstädten der Kwansai-Gegend wird zwar der Tag auch heute noch in vielen Häusern gefeiert.

Will man aber die Festsitten recht kennen lernen, so muß man aufs Land oder in die Kleinstädte gehen, wo viel Hausweberei ist und wo deshalb die Webergöttin auch heute noch in hohen Ehren steht. Man lasse sich nicht von Büchern leiten; ihre Verfasser wissen zumeist die verschiedensten chinesischen Versionen zu erzählen, berichten aber nicht, was lebendig im Lande lebt. Man strebe weniger nach dem Literarischen, als nach dem Leben selbst, das auf dem Lande, fern der Großstadt, fern europäischen und amerikanischen Ideen, sich am wenigsten verfälscht zeigt.

Mancher europäische Schriftsteller hat, fürchte ich, diesem Recepte nicht folgen können. So mag es kommen, daß sich selbst in die besten Bücher Irrtümer einschleichen. So erzählt uns von Langegg (Segenbringende Reishähren), es dürfe in der siebenten Nacht kein Regentropfen fallen, sonst würde der Himmelsfluß überfließen und das Paar sich nicht finden. „Daher (?) stellt der Japaner an diesem Tage das Tanabata (?) d. i. (?) Shikishi und Tanzaku nach den Farben des Regenbogens (?) geordnet (?) und mit Bambusblättern in Form eines Sternes (?) zusammengebunden (?) hoch an einer langen Bambusstange befestigt, auf sein Hausdach. Denn der

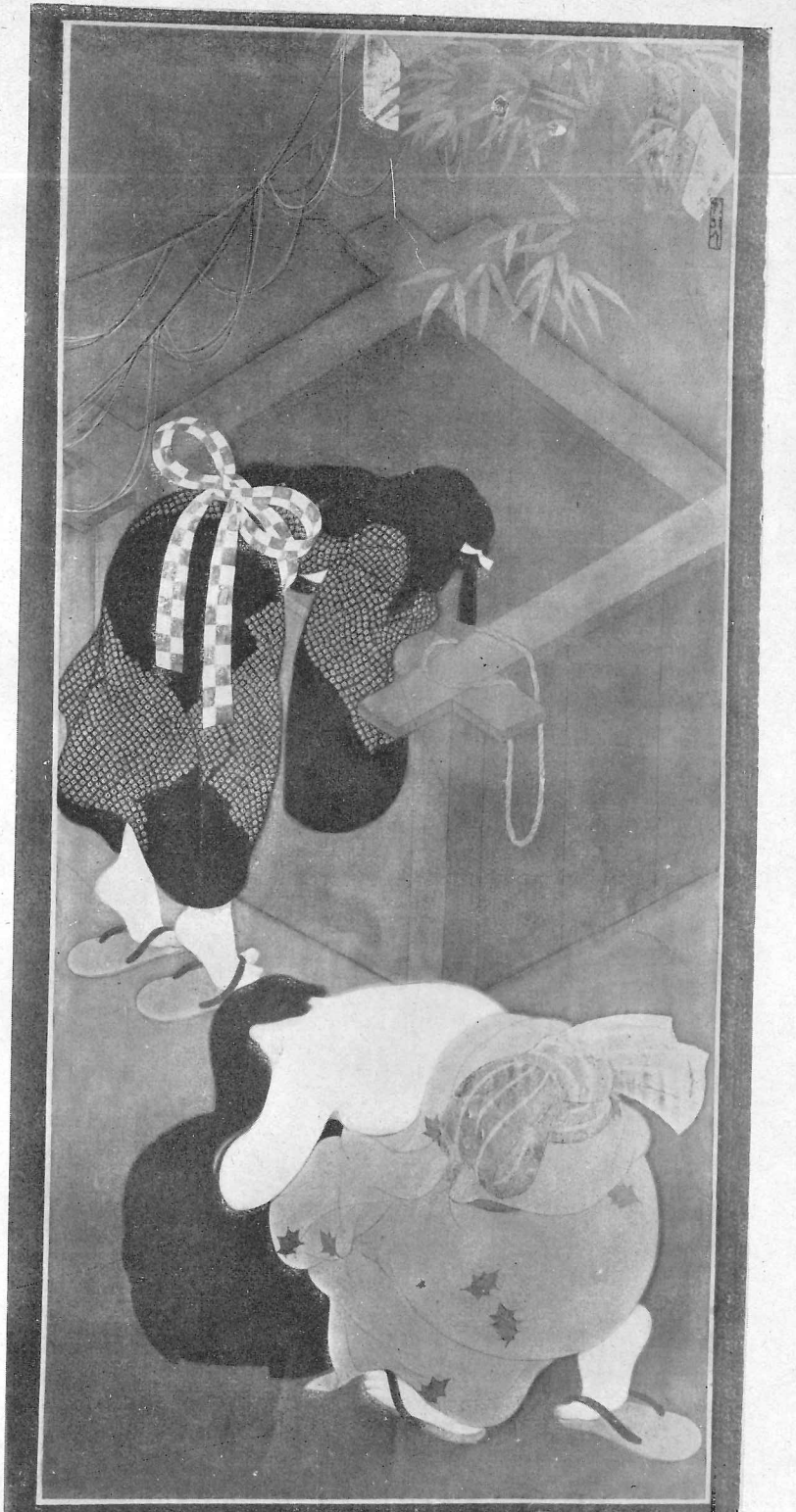
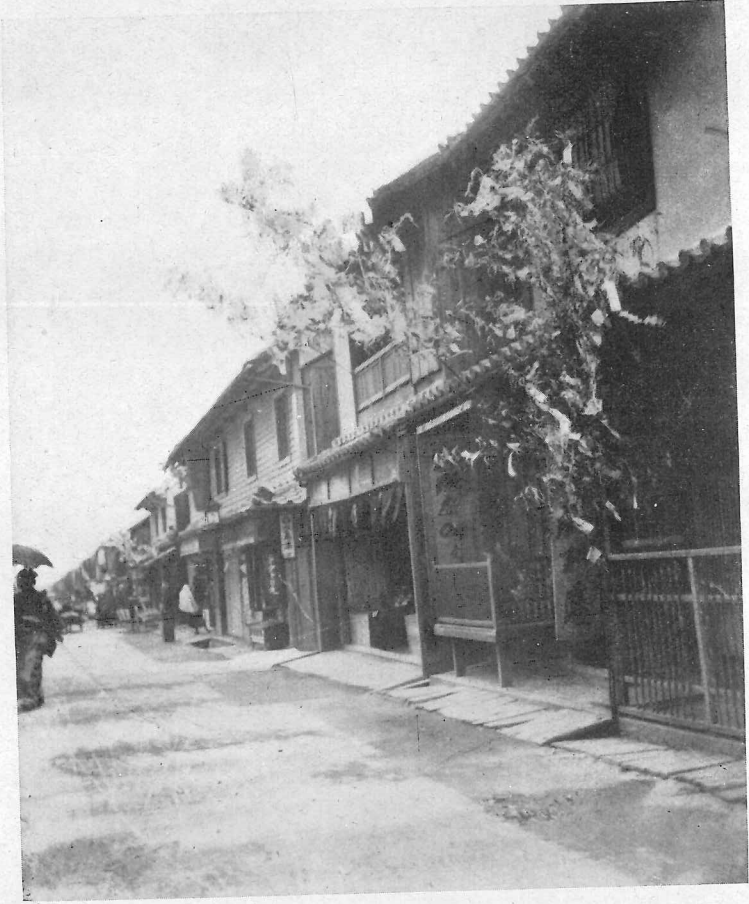
Regenbogen ist die Himmelsbrücke — Amanohashi, welche den himmlischen Fluß für das Sternenpaar überspannen soll (?)“. Die Fragezeichen zeigen die Stellen, bei denen der Schreiber dieses Aufsatzes sich Langegg nicht anschließen kann. Gewiß, die Festgebräuche weichen in den verschiedenen Gegenden Japans mehr oder weniger voneinander ab; auch ist es bei einem so langgestreckten Lande wie Japan, dessen Eisenbahnsystem manchen Bezirk erst in den letzten Jahren an den Bahnverkehr anschloß, sehr wohl möglich, daß das Volk hier und dort an Dinge glaubt, von denen man in anderen Gegenden nichts weiß. Aber Langeggs Bericht ist derart unwahrscheinlich, daß man ihn nicht stillschweigend so stehen lassen kann. Auch die Sage selbst, die heute in einigen Gegenden Japans verbreitet ist, widerspricht einigen der alten Gedichte. So heißt es im Manyoshu:

(75a) Der Regen, der heute Nacht
zu fallen beginnt —
vielleicht ist es Wasser,
das stäubend herniedertropft
von den Rudern des schnellrundernden Bootes
des Hirtensterns.

(Manyoshu X, Herbst 57.)

und im Shin-Kokinshu, der Oberstollen wörtlich wie im Manyoshu:

(76) Der Regen, der heute Nacht
zu fallen beginnt,
vielleicht sind es Tropfen von den Rudern



des überfahrenden Bootes
des Hirtensterns.

(Shin-Kokinshu IV, 30.)

Den Verfasser hat in diesem Weltkriege sein unfreiwilliges Geschick nach den Ländern Iyo und Awa verschlagen, beides Gegenden, die noch nicht von den neuzeitigen, europäischen oder amerikanischen Ideen derart erfüllt sind, wie Kwansai, Kwanto, Nord-Kyushu und a. m. Wer in der Landstadt einer solchen japanischen Landschaft lange Jahre lebt, zusammengedrängt mit einer großen Schar gleich ihm kriegsgefangener Kameraden in die wenigen Räume des Stadthauses, dessen kleines, stilisiertes Gärtchen kaum eine Möglichkeit der Bewegung bietet, dem erschließt sich doch manch ein Stück Japan, das ein anderer nie sieht. Wenn er nur das Mittel der Sprache beherrscht, so erfährt er täglich von Schuster und Schneider, von Händler und Barbier, von allen nur möglichen Japanern, die im Lager ein- und ausgehen, die Sitten, Gebräuche und Zustände der Stadt und der Landschaft. Den Blick in die Gasse kennt er bis ins Einzelne genau und nimmt in langen Monaten des Harrens jede Veränderung wahr. Kurze Gänge führen ihn hierhin und dorthin. Gassenweise werden ihm Häuser bekannt. Er sieht überall die Handwebstühle; er beobachtet das eifrige Weben; Haus für Haus findet er an dem Feste Tanabatas die Himmlische geehrt. Dann nach Jahren führt ihn — so erging es dem Verfasser — das Geschick weiter hinaus in noch entlegene Landschaft, in die Nähe des Fleckens Bando im Lande Awa. Er findet hier als

Gefangener eine großzügigere Behandlung; er durchwandert mehrmals die Gegend; er kommt in manches Haus; er lernt Schulen aller Art kennen; er stellt hunderte von Fragen und erhält reichlich Antwort; er gewinnt ein Bild der Sitten. Wo und wie er nun mit Leuten spricht, findet er, daß sie nicht viel mehr wissen, als daß die Webergöttin das Jahr hindurch von ihrem Gatten, dem Kuhhirten, getrennt lebt und weben muß. Nur einmal im Jahre nämlich in der siebenten Nacht nach dem siebenten Neumond, dürfen sie zusammen sein. Im Lande Awa findet er den Glauben weit verbreitet, daß sich Hirte und Weberin in einem Eierpflanzenfelde treffen (Nasu 茄子); daher betritt dort am Nachmittag des 6. und in der darauf folgenden siebenten Nacht kein Bauer sein Eierpflanzenfeld. Die Früchte der Eierpflanze werden gerade um die Zeit des Tanabatafestes geerntet; sie scheinen so zur wichtigsten Opfergabe geworden zu sein, und der Glaube mag sich daher erklären. So mag noch die eine Gegend diese, die andere jene kleinen Zusätze zeigen. Ein alter Vers des großen Nagayoshi aus dem Herrscherhause der Fujiwara lautet:

(77) Die Ärmel hochgebunden;
in den Händen halte ich Wasser,
und im Spiegel des Wassers
sehe ich den Himmel
mit dem himmlischen Sternstelllichein.

(Shin-Kokinshu IV, 32.)

Der Dichter spielt auf eine alte Sitte an, die noch heute laut Bericht der Zeitung Yomiuri vom 8. 7. 1917 in der

Tohoku-Gegend in Übung ist: Eine Schüssel klaren Wassers wird vor dem Tanabata-Baum aufgestellt; darin spiegeln sich in der siebenten Nacht die beiden Sterne, und die Musume nehmen danach das zaubersame Wasser und waschen ihre schwarzen Haare damit.

Viele Wünsche und Gebete werden in der siebenten Nacht an Tanabata und den Hirtenstern gerichtet; und alle Lieder, von frühesten Zeiten her, klingen hier nach. Man wünscht den beiden ruhige Wellen, Schutz vor der Kühle, wenig Wind, gute Überfahrt, und man schließt daran die Bitte um die Gaben, die, wie wir noch hören werden, Tanabata verleiht. In der Frühe des sechsten Morgens des siebenten Monats ziehen im Lande Iyo die Kinder hinaus und sammeln den wie Silber von den Reispflanzen tropfenden Tau, reiben damit die Tusche an und schreiben mit dieser Tusche Bittgebete an die Göttin. Noch in der Keio-Periode (1865—1868) war dies in Yedo (heute Tokyo) der Brauch. Den perlenglänzenden, von den Lotosblättern tropfenden Tau fing man auf und rieb damit die Tusche an, mit der man die alten Gedichte zu Ehren der Göttin schrieb. Man tat auch sonst mancherlei: schnitt und faltete aus Papier allerlei Netze und hing sie mit Pinseln und anderem an den Tanabata-Baum. (Nach Erzählung des Dr. Sekine in der Zeitung Yomiuri.)

Wandert man am Morgen des 7. durch das weite Land, so gewahrt man aufs erste nicht viel. Weithin dehnen sich im frischgoldenen Grün die Wogen des Reises, hie und da von Hecken, von Baumkronen, von niedrigen Stroh- und Schwarzziegeldächern unterbrochen. Blaue Bergketten schließen die Ferne ab. Hier und dort blitzt die See

oder ein Flußgewässer auf. Nirgends schlägt uns eine Feststimmung entgegen, wie wir sie gewohnt sind. Ja, der Fremde könnte wohl an dem Feste ganz vorübergehen. Wir müssen schon von der Straße abbiegen, hier bei dem nächsten besten, noch so geringen Hause, müssen um das Haus herum zu der schmalen Holzveranda gehen, die gegen das kleine Gärtchen oder den Hof zu gelegen ist. Hier finden wir, vielleicht unansehnlich für uns, ein Bambusbäumchen stehen im vollen Schmuck der Blätter und in Zierden anderer Art, die uns an unseren Weihnachtsbaum oder besser noch an unseren Maibaum erinnern. Nahebei auf dem Boden der Veranda, ebenso unscheinbar, liegen Opfertafeln gebreitet.

Woher die Sitte des Bambusbaumes stammt, ist wenig sicher. In einem Artikel der Yomiuri-Zeitung vermutet Dr. Sekine, die Sitte stamme von einem alten Brauche der Heian-Zeit, in der man sog. Trauerbambus Imidake 忌竹 an Shinto-Tempeln aufzustellen und mit weißem Papier zu schmücken pflegte. Im Lande Awa ist es fast überall nur ein kleiner Zweig von Bambus, den man schmückt; er wird unter dem Vordache, etwa 8 Fuß über dem Erdboden, befestigt.

Darunter hängt ein Brett oder eine Art Schemel, auf dem die Opfertafeln liegen. An Opfertafeln kehren immer dieselben Feldfrüchte wieder, nämlich die der Jahreszeit: Melonen, Mais, Bohnen, Früchte der Eierpflanze, Birnen; dazu Reisklöße (Dango) und auch Reiswein und hie und da auch ein Stück im Hause gewebten Stoffes.

Lustig flattern am Zweige zahlreiche Streifen Papiers. Wir entdecken auf ihnen Zeichen und Zeichnungen; wohl-

gelungen erscheint die Schrift auf dem einen, kindlich und unbeholfen auf dem anderen, und den Bildern sieht man an, daß sie Kinderhände malten. Eierfrüchte, Melonen, Birnen, Reisklöße — kurz, was an Opfertafeln selbst noch mangelnd erscheinen mochte oder was man reichlicher noch darbringen wollte, ist darauf gemalt und ist, so finden wir, auch in Zeichen wieder genannt. Schrift und Bild sind ja im Osten so eng verwandt. Und noch stehen wir, den Tanabata-Schmuck näher zu betrachten und die Zeichen auf den Zetteln zu lesen, so erscheint die Hausfrau. „Ach, das —“, sagt sie, „das haben ja unsere Kleinen geschrieben!“ Und durch die sich öffnende fenstergleiche Schiebewand sehen wir da in der Tat auch solch einen kleinen Bengel auf der Matte am Boden kauern und mit seinem Pinsel ein paar Zeichen auf einen Zettel malen, oder ist es eine Zeichnung?

Fuji — Taka — Nasubi

wird gern geschrieben: Fuji — der edle, höchste Berg, der göttliche Berg Japans; Taka — der Falke; Nasubi — die Eierpflanze, die wichtige Opfergabe — drei vor allen anderen glückbringende Dinge, weshalb man auch in der Neujahrsnacht von ihnen zu träumen wünscht.¹

Uri ga nagareru „Melonen schwimmen,

Dango ga shizumu Reisklöße versinken“

ist ein ebenso häufiges Sprüchlein, das scherzhaft einen ja nicht wegzuleugnenden Unterschied der beiden Opfergaben darstellt.

¹ Man legt ein Bild des Glücksschiffes unters Kissen, um von einem dieser drei zu träumen.

Tanabata ya „Tanabata, ja!
 tana kara ochite fiel vom Opferbrett herab,
 kin tsumete quetschte sich den Hodensack;
 naku naku dango ni heulend, heulend beißt er nun
 kurai-tsuku. in den Reiskloß rein!“

ist ein lustiger, in Awa oft geschriebener Spruch des derben Volkshumors, der zur sonstigen Tanabata-Poesie seltens kontrastiert. — Ein Haus weiter zeigt ein Junge uns seine Zettel; wie wir sie durchsehen, finden wir einen Zettel mit den Worten: „Ich esse gerne Reisklöße!“ Wir lachen. „Den hat meine große Schwester geschrieben!“ sagt der Junge. — Auf unzähligen Blättern finden wir nur die kurzen Worte: „Himmelsfluß“ (Ama-no-kawa) mit kindlicher Zeichnung der Wellen, oder „Orihime“ — „Webergöttin“; „Tanabata-sama“ (O Tanabata!) Anreden an die Himmlischen, bittenden Anruf.

Denn die Webergöttin ist ja so huldreich; sie hilft weben und spinnen, weiter auch nähen und schneiden; sie verleiht Handfertigkeit aller Art; sie gibt sogar Geschick und Kunst im Harfen(Koto)-Spiel, im Zeichnen und Malen, und das will vor allem heißen: in der Kunst der Schrift. Daher schreiben alle Lernenden, vor allem die Kinder. Jeder noch so kleine ABC-Schütze schreibt ihr, so schön er kann; die besten Bilder malt er; die ersten Zeichen, die er eben gelernt, gebraucht er; er erlernt vielleicht eben zum Feste die Zeichen der „Siebenten Nacht“, die größeren Kinder schreiben schon etwas mehr auf ihre Streifen; sie zeichnen sorgfältiger; sie bitten in schönen gelernten Worten und Zeichen um die Gaben der Huld

Tanabatas: um Geschicklichkeit, um Kunst. Manches Mädchen und mancher Junge wird heimlich Tanabata um Beistand bitten für die Stunden der Schule, für das wichtige Schreiben oder für die schwierige Handarbeit. Durch das sorgfältige fortgesetzte Malen und Zeichnen von Bildern auf die vielen Zettel mag ja wirklich ein kleiner Fortschritt erzielt und der Schriftsinn gefördert werden. Kikoten heißt ja das Fest mit einem seiner Namen: Bittfest um Handfertigkeit.

Fünffarbig sind heute die Zierstreifen des Tanabata-Baumes und haben überall bestimmte Form: Tanzaku-Form 短册形. Welche Farben man nimmt, scheint gleichgültig zu sein; wir finden in den verschiedenen Gegenden immer wieder andere Farben. Manche Bücher schreiben, es müßten die und die Farben sein, andere Bücher aber nennen wieder andere. Mit den Farben des Regenbogens haben diese Farben wohl nichts zu tun; der Regenbogen steht zur Tanabata-Sage in keiner Beziehung. Man könnte höchstens sagen, daß nach einer wenig bekannten Überlieferung überhaupt alle Farben am Himmel, so auch die sieben Farben des Regenbogens, von der unvergleichlichen Weberin gewebt sind.

Um im Weben geschickt zu werden, legt man daher auch fünffarbige Fäden auf den Opfertisch oder hängt sie an den Tanabata-Baum. Noch in der Tokugawa-Zeit gehörten diese allgemein überall zum Schmucke des Baumes. Von ihnen spricht ein 17-Silber des Dichters Shunni 春二. Eine kleine Prinzessin, die gewiß nie in ihrem Leben an einem Webstuhle arbeiten und daher der Gabe der göttlichen Weberin kaum je bedürfen wird, tritt doch an den

Tanabata-Baum und hängt Bittfäden¹ daran auf. Dieses anmutige Bild malt der Dichter mit den 17 Silben:

- (78) Negai no ito „(Seht doch) das Fürstenkind!
kake tamaitaru Bittfäden geruht es
ohime kana. zu spannen!“

Heutzutage sieht man fast nirgends mehr Fäden, sondern nur die fünffarbigen Tanzaku der neuen Sitte. Ebenfalls in der Tokugawa-Zeit noch pflegten am Vortage des Festes Leute in die Häuser zu kommen, die Kaji no ha 梶の葉 verkauften, das sind Blätter eines Papiermaulbeerbaumes (*Brossonetia papyrifera*). Auf diese „Kaji no ha“ genannten Blätter schrieb man chinesische oder japanische Gedichte und opferte sie den beiden Sternen. Es gibt ein 17-Silbengedicht von Buson (1716—1783):²

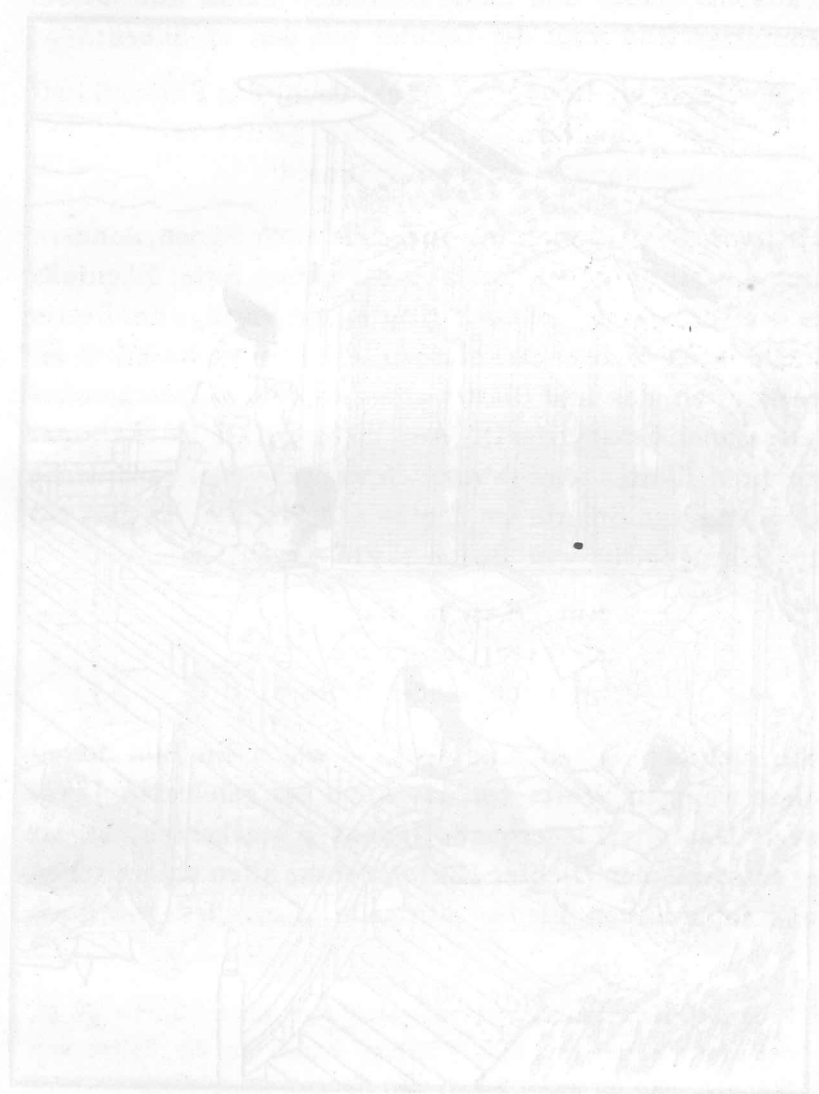
- (79) Ein „Kaji no ha“
 als Lesezeichen
 im alten Liederbuche.

Nur siebzehn Silben, und doch — Welch ein Bild malen diese wenigen Worte vor das Auge des gebildeten Japaners! Das alte Liederbuch, Japans Klassikerzeit, in der es entstand, den Dichter Kinto³, der die alten chinesischen und japanischen Lieder sammelte, dies alles und noch

¹ Prof. Litt. Kanazama Shozaburo erzählt in seinem Buche 辭林 daß man schon in China 5farbige Fäden an die Spitze von Stangen (sao no hashi 棹の端) hängte.

² vergl. Florenz, Lit. Geschichte, S. 460.

³ Fujiwara no Kinto, 967—1041; Florenz, Lit. Gesch. S. 150.





viele andere Bilder zaubert das eine Wort „Roeishu“¹ — „Sammlung schöner Lieder“ — hervor. Und in diesem Liederbuche nun ein „Kaji no ha“ mit seinen Erinnerungen an das Weberfest, an das alte Sternemärchen, an stille Sternennächte mit dem prächtigen Himmelsflusse, an Trennung, Sehnsucht, Liebe, an Feste der Kindheit und Bitten an die Göttin — hier bedarf es keines langen Gedichtes; Buson sagt es in 3 Zeilen, in siebzehn Silben, der gebildete Japaner kann ihn verstehen.

In Matsuyama fand ich an den Tanabata-Bambusbäumen vieler Häuser den Vers:

(80)	Tanabata no	奈 思 舟 七
	towataru fune no	加 以 乃 夕
	kaji no ha ni	佐 志 加 乃
	omoishi koto (wo)	事 志 登
	kaki ya naganan.	加 乃 波
		貴 波 多
		屋 示 留

Ich fragte nach der Bedeutung, doch unsere Nachbarn damals konnten mir keine Antwort geben. Es ging, wie bei vielen alten Gebräuchen, Gedichten, Gebeten und dergleichen in Japan: Die uralten Gebräuche sind geblieben; auch der Wortlaut der Verse wurde beibehalten, aber die Bedeutung wurde vergessen. Später fand ich in der

¹ Roeishu — Abkürzung von „Wakan Roeishu — 和漢朗詠集 Sammlung schöner japanischer und chinesischer Gedichte. Die in dieser und ähnlichen Sammlungen enthaltenen Gedichte usw. wurden bei Banketten und Festen vorgesungen. Vergl. Florenz, Lit. Gesch. S. 250.

Sammlung Shin Kokinshu ein Gedicht mit genau dem gleichen Oberstollen (17 Silben) von der Dichterin Koben:

(81) Tanabata no Auf Tanabatas
 towataru fune no überfahrenden Bootes
 kaji no ha ni Ruderblatt
 (Perlt der Tau). —
 iku aki ka kitsu Wieviel Herbste kamen
 wohl schon
 tsuyu no Tama zusa. mit Tautropfen als perlender
 Botschaft?

(Shin Kokinshu IV, 36.)

In diesen beiden Gedichten finden sich die Worte „Kaji no ha“. Diese aber haben eine doppelte Bedeutung, nämlich: 1. Blätter der *Brossonetia papyrifera* — des Papiermaulbeerbaums; 2. Ruderblatt. In dem Matsuyama-Gedichte ist nun die Doppelsinnigkeit dieses Wortes benutzt, um an den Oberstollen des Gedichtes der Frau Koben einen Unterstollen zu hängen, der in keinerlei Zusammenhang mit dem Oberstollen steht. Der Japaner nennt solche „doppelsinnig gebrauchten Wörter“ *Kenyogen*¹, Chamberlain hat sie „pivotwords“ genannt. Die englische Bezeichnung gibt ein gutes Bild dieses Schmuckmittels der japanischen Poesie — wie die Türen eines alten Altars sich um die Türangeln drehen, drehen hier Ober- und Unterstollen um das doppelsinnige Wort: Noch hat man das erste Bild nicht vollauf betrachtet, schon klappt die Tür um, und ein anderes Bild eröffnet sich. Es ist eine

S. Florenz, Lit. Gesch., Seite 27.

Spielerei mit Worten, aber es ist eine anmutige, geistreiche Spielerei. Das Matsuyama-Gedicht muß also übersetzt werden:

(82) Auf Tanabatas
 überfahrenden Bootes
 Ruderblatt —
 (Nein, auf ein) Blatt des Maulbeerbaums
 wollen wir unsere Gedanken schreiben
 und sie dann fortschwimmen lassen.

Der Schlußsatz spielt darauf an, wie Tanabata-Baum und Schmuck und Kaji no ha oder Tanzakustreifen davon schwimmen auf den Wellen des Flusses oder den Wogen der See.

Denn indem das Fest sich dem Ende zuneigt, sehen wir da und dort die Bäume, die bunten Zweige verschwinden. Kinder nehmen sie ab, eilen dem Flusse zu und werfen das bunte Gebilde vom Ufer oder von der langen hölzernen Brücke aus in das fließende Wasser. Da treiben nun Baum oder Zweig und Zettel und gemalte Gaben und geschriebene Wünsche in die Ferne fort. Da und dort sehen wir Festbäume im Wasser liegen, haften geblieben zwischen dem Geröll oder am Wurzelwerk des Ufers hängend, auf Stromflut wartend. Oft fehlen die bunten Zierden, oder es sind nur wenige noch daran; und bald sehen wir Kinder in fröhlichem Auflauf: sie haben die bunten Zettel genommen, sie zu viele Meter langer Streifenfahne zusammengeklebt, den Streifen an einer Stange befestigt und laufen damit fröhlich im Dorfe herum; und man versteht, daß es einst auch Tanabata-Tänze (七夕踊) gegeben

hat, wenn es auch heute nur mehr Tänze und fröhliche Sprünge der Kinder gibt; man versteht den Bericht der Schrift „Guan Mondo“ (愚案問答) des Jahres Kyoho 17 (= 1732), daß die kleinen Mädchen der Stadt zu ihren Freundinnen in den Gassen gingen und dort vergnügt tanzten und sangen.

So ist, was einst „die Alten sunge“, „Gezwitscher der Jungen“ geworden. Das uralte Fest der Großen ist, wie so manches andere überall in der Geschichte, das Erbteil der Kinder geworden. Fast in allen Häusern gehört den Kindern das Fest der Weberin. So wird es ein Gut der Schule. Handfertigkeits- und Handarbeits-Unterricht spielt in den japanischen Mädchen- und Knabenschulen eine große Rolle. Da ist es natürlich, daß das Fest zu Ehren Tanabatas gefeiert wird. Beim alten „Bittfest“ stellte man einen Tisch im Garten auf, brachte Bittfäden dar und brannte Weihrauch zu Ehren der Göttin. In den heutigen Mädchenschulen aber putzen die Schülerinnen in ihren Klassenräumen oder Wohnstuben einen Bambusbaum auf; die kleinsten Mädchen schreiben auf die Zettel kindliche Worte wie „Tanabata-sama“, „Orihime-sama“ oder „Ama-no-kawa“; die Schülerinnen der höheren Klassen aber schreiben auf die Zettel schwierige Gedichte aus dem Manyoshu, Kokinshu oder sonst irgend einer alten Sammlung. Hie und da findet man auch von der Hand eines lustigen Backfisches Worte wie:

„Ein Banzai für Klasse B!“

oder ähnliches. Den Schluß solcher Schulfeste bildet gewöhnlich ein kleines Festessen, das die Schülerinnen selbst zubereiten und wozu sie ihre Lehrerinnen und früheren Schülerinnen der Schule einladen.

Die moderne Schule hat sich des Festes angenommen; charakteristisch ist hier Dr. Sekines Vorschlag. Er sagt: „Die Erzählung vom Kuhhirten und der Weberin ist zwar sehr poetisch, doch sollte man in Häusern mit Kindern darüber nicht mehr sagen, als daß die Göttin Ama-no-Tanabata-hime einen Mann habe, dem sie in der siebenten Nacht begegnet. Es wäre wünschenswert, wenn man mehr Gewicht darauf legte, daß hier eine Göttin der Handfertigkeit verehrt wird. Wie wäre es, wenn man die Liebeslieder beiseite ließe, sie durch Gedichte ohne schlechten Beigeschmack ersetzte und sich mit den Kindern zusammen vergnügte, indem man den Tanabata-Baum mit Papierfalzarbeiten und anderen Sachen aus den Handfertigkeitsstunden der Schule aufputzte. Für das Vergnügen der Kinder haben wir schon das Karpfenbannerfest im fünften und das Puppenfest im dritten Monate, aber ein Fest, um die Handfertigkeit der Kinder zu fördern, fehlt uns noch. Wir könnten so unseren Kindern eine neue Freude machen. Vielleicht würden wir dann Tanabatas Bambus mit seinem flatternden bunten Papier bald viel schöner finden, als die Papierkarpfen des 5. Monats.“

Herr Dr. Sekine hat noch einen zweiten Wunsch; er meint, man solle das Fest mehr als Fest der japanischen Göttin „Ama-no-Tanabata-Hime“ feiern und die erst im Nara-Zeitalter aus China gekommene Sage vom Kuhhirten und der Weberin beiseite lassen. Es widersteht ihm, daß das Tanabata-Fest ein aus China eingeführtes Fest sein soll; er möchte es gern als echt japanisches Fest feiern können. Dieser Wunsch wird dem Herrn Doktor

